



Startseite > Nachrichten

Druckversion Versenden Leserbrief Link

## BERLINER SPAZIERGANG

### Der Mann, der Kugeln zu Kunst macht

Sonntag, 10. Mai 2009 01:47 - Von Jennifer Wilton

**Das mit der Kugel war eigentlich erst im zweiten Moment lustig. Die Kugel war relativ groß und aus Stahl, und sie lag in einem völlig leeren, sehr weißen Raum in einer Berliner Galerie. Betrat man den Raum, rollte sie los, auf einen zu, nicht ganz unbedrohlich, bog gerade noch rechtzeitig wieder ab - und knallte gegen die Wand.**

Die war dann ziemlich kaputt. Und die Besucher lachten. Das tun Besucher oft, wenn sie vor den Installationen von Jeppe Hein stehen. Vor wild gewordenen Kugeln, Bänken, die umherrücken, Wasserfontänen, die plötzlich in die Höhe schießen. Vor rauchenden Würfeln und Labyrinthen aus Licht. Einen dänischen Daniel Düsentrieb hat Jeppe Hein einmal jemand genannt, und auch wenn das nicht besonders originell war, fällt es nicht schwer, sich den Mann hinter den Kugeln und Bänken so vorzustellen: als einen fröhlichen Künstler, der in einer vollgestopften Werkstatt vergnügt vor sich hin bastelt.

Und ungefähr so ist es auch.

Die Werkstatt steht in Berlin, in Kreuzberg, natürlich. Sie heißt Studio und ist allerdings das Gegenteil von vollgestopft. Wir treffen uns dort, zweiter Hinterhof. Jeppe Hein (vergnügt), läuft durch die sehr hellen, sehr aufgeräumten Räume, zeigt hier das Büro, da die Küche und dort die Werkbänke. Ich bin gleich wieder da, sagt er (fröhlich) und verschwindet. Kurz an den Computer, kurz zu den Mitarbeitern, morgen muss er nach Kopenhagen, gestern war er in Stockholm, eigentlich ist er ständig unterwegs. Ausstellungen, Aufträge, Projekte. Es läuft gut für Jeppe Hein. Eigentlich war das von Anfang an so.



## EINFACH SPASS MIT DEM WASSER

Wichtige Kunstbetriebsstationen hat er ziemlich schnell hinter sich gebracht, Ausstellungen manchmal fast im Monatsrhythmus; in der Tate Gallery, im Centre Pompidou und im Museum of Modern Art in New York, etwa. Einen Auftritt bei der Biennale in Venedig hatte er schon vor fünf Jahren, da war er noch nicht einmal 30. Seine Brunneninstallation war eines der meistbesuchten Werke, damals. Nicht alle erkannten, dass es sich um Kunst handelte. Sie hatten einfach Spaß mit dem Wasser. Das macht nichts, sagt Jeppe Hein. Es ist gut, wenn es Leute anzieht. "Eigentlich spielt es keine Rolle für mich, ob es Kunst ist oder nicht", sagt er. Und rennt wieder los. Jeppe Hein ist in etwa so beweglich wie seine Werke.

Wir laufen durch den Hinterhof auf die Straße, es ist Mittag, und die Cafés sind voll. "Da sitzen sie alle wieder", sagt Jeppe Hein und lacht. Als er hier einzog, vor ein paar Jahren, da wäre die Gegend noch nicht "so trendy" gewesen. Ändert sich schnell. "Das sind die Berliner", sagt er. Und lacht, laut. Es dauert selten länger als drei Sätze, bis Jeppe Hein lacht. Im Grunde weiß er auch, hört er auch, dass das nicht unbedingt die Berliner sind, die hier Trends folgen, sondern die Spanier, die Amerikaner. Und die Dänen. Dass gerade die jungen Dänen zu Tausenden nach Berlin pilgern und die Künstler ohnehin. Ja, sagt er, ja: Berlin bleibe ihnen eben die erste Adresse. "Für mich war ja auch klar, dass ich hierhin musste. Wegen der Energie. Weil so viele unterschiedliche Leute hier sind und etwas mitbringen. Berlin war und ist immer noch - extrem."

"Extrem" ist ein Wort, das Jeppe Hein extrem oft benutzt. Es gibt noch andere: "Energie" zum Beispiel, "Dialog" oder "total". Und Olafur. Olafur Eliasson: Der Star der Szene, der Global Player des Kunstmarkts. Ein bisschen war er es, der Jeppe Hein einst nach Berlin brachte. Hein lernte ihn kennen, als er als Student beim Aufbau einer Ausstellung in Dänemark mithalf. Er sei dann einfach irgendwann zu Eliasson hinmarschiert, habe ihm seine Karte in die Hand gedrückt und gesagt: Falls er mal wieder Hilfe brauche, beim Aufbau. Brauchte er. Es dauerte nicht lange, da war Jeppe Hein Eliassons Assistent. Und Eliassons Studio war Berlin. Am Anfang hat Jeppe Hein dort gewohnt, manchmal. Bis er seine erste Wohnung in Kreuzberg fand. In der Muskauer Straße.

Dort will Jeppe Hein jetzt hin, da war er schon lange nicht mehr, "das würde mich interessieren". Wir laufen am Mariannenplatz vorbei, Jeppe Hein wünscht links einem Niesenden Gesundheit und lacht rechts ein paar Kinder an. Wenn er nicht redet, sieht es oft so aus, als würde er pfeifen, tonlos, fröhlich. Aber es passiert nicht oft, dass er nicht redet, es gibt so viele die



Dort will Jeppe Hein jetzt hin, da war er schon lange nicht mehr, "das würde mich interessieren". Wir laufen am Mariannenplatz vorbei, Jeppe Hein wünscht links einem Niesenden Gesundheit und lacht rechts ein paar Kinder an. Wenn er nicht redet, sieht es oft so aus, als würde er pfeifen, tonlos, fröhlich. Aber es passiert nicht oft, dass er nicht redet, es gibt so viel: die große Ausstellung, die er gerade in Aarhus, Dänemark, vorbereitet, ein großes Projekt, eigentlich sein größtes, bisher. Die Kugeln werden vorkommen, die Bänke, die Würfel und ein Wasserpavillon, natürlich. Aber sie werden nicht nur im Museum stehen. Sie werden in der ganzen Stadt stehen, neben anderen Kunstwerken. Im öffentlichen Raum. Dort sieht Jeppe Hein seine Arbeiten ohnehin gern. Draußen. Im Dialog. Mit den Menschen.

Schon mit der Kugel, der Stahlkugel in Berlin, war es ja so: Eigentlich bewegte sie sich nicht einfach wild umher. Es war kein Zufall, dass das Rollen begann, wenn die Besucher den Raum betraten. Ein Bewegungsmelder reagierte auf die Körper und ließ die Kugel erst ruhen, wenn sie wieder gingen. Und auch seine Brunnen sprühen, seine Bänke bewegen sich erst, wenn Menschen kommen. Erst dann, sagt Jeppe Hein, fangen seine Kunstwerke wirklich an zu leben. "Dann gibt es Kommunikation. Weil die Leute mitmachen, mitspielen." Auch Kommunikation ist ein wichtiges Wort für Jeppe Hein.

Wir nähern uns dem Ende der Muskauer Straße. Jeppe Hein will gerade zeigen, wo er damals wohnte - das ist allerdings überflüssig. Es gibt ein Restaurant im Erdgeschoss, und ungefähr die Hälfte der Menschen, die dort sitzen, scheinen ihn zu kennen. Wir schlängeln uns durch sehr viele "Hallos" und "Wie geht's" und "Lange nicht gesehen". Jeppe Hein sagt sehr oft sehr höflich "danke" und "sehr gut" und scheint vorübergehend fast ein bisschen verlegen. Er war oft hier zum Frühstück, sagt er, und guckt die Fassade hoch: Das dort war mein Balkon. Die Kellnerin kommt ("Hallo, Wie geht's, lange nicht gesehen"): Was macht die Kunst? Der Künstler Jeppe Hein lacht. Die Kunst geht weiter, seine zumindest, auch jetzt, wo die Krise sie längst erreicht hat und Nachwuchstalente auf ihren vorher begehrten Werken sitzen bleiben. Das gehe, sagt Jeppe Hein später, eben in Wellen. Das Interesse an Arbeiten, zum Beispiel an seinen. Es gibt Zeiten, in denen sie interessant seien. Und andere Zeiten. Dass einem das egal sei, könne man natürlich leicht sagen, wenn es gut läuft. "Aber ich habe keine Angst." Wenn es nicht funktioniert, wird er eben wieder Schreiner. Macht etwas anderes. Angstfreiheit ist ein Zustand, der Fröhlichkeit ziemlich guten Boden bereitet. Und umgekehrt.

Wir sitzen schon eine ganze Weile dort, da sagt er, plötzlich, ernst, es habe eigentlich keinen Zeitpunkt gegeben, an dem er beschlossen habe, Künstler



Wir sitzen schon eine ganze Weile dort, da sagt er, plötzlich, ernst, es habe eigentlich keinen Zeitpunkt gegeben, an dem er beschlossen habe, Künstler zu werden. Keinen, an dem er sich gesagt habe: Das mache ich jetzt. Es gab Künstler in seiner Familie, sicher. Aber vielleicht hätte er selbst damit gar nicht angefangen, wenn es nicht diesen einen Abend gegeben hätte, 1991.

Er war 17 und Schreiner, das hatte er gerade gelernt, und noch viel lieber wäre er damals Fußballspieler geworden, sagt er: "Ganz im Ernst." Er übernachtete damals gelegentlich im Atelier des Freundes seiner Mutter, an dem Abend war er auch dort und "ein bisschen deprimiert". Er begann zu malen, ein Aquarell. "Das hat mich umgehauen", sagt er. Und dass dabei irgendetwas rausgekommen sei, dass er so etwas noch nie erfahren habe. Ab da hat er häufiger gemalt. Und immer häufiger. Auch wenn es ihn nicht noch einmal so "umgehauen" habe wie beim ersten Mal, sagt er. Und lacht den Ernst wieder weg.

Er hat dann einfach weitergemacht. Hat das "impulsive, fast therapeutische" Malen irgendwann hinter sich gelassen, suchte sich eine Kunstschule und verließ sie wieder, landete schließlich auf der Kunstakademie in Kopenhagen, der Ritterschlag für Kunststudenten. Begann Projekte und Ausstellungen, auch "sinnlose Sachen", sagt er. Aber es ging ja vor allem darum, zu lernen, zu sehen, zu merken, sagt er. Und darum geht es ihm eigentlich immer noch.

Wir stehen wieder auf ("Tschüss, bis bald, komm mal wieder") und wollen gerade los, zurück zum Studio, da bleibt er stehen, ich bin gleich wieder da, sagt er - und verschwindet im Hauseingang. Fünf Minuten später ist er wieder da. Er war bei seiner früheren Nachbarin, sie ist 84, sie ist großartig, sagt er: Er musste da einfach kurz hin. Er müsste sie mal wieder mit mehr Zeit besuchen. Kommunikation. Dialog. Miteinander.

Vor einer Weile hat er mit seiner Schwester eine Bar in Kopenhagen eröffnet, ausgestattet mit einer großen Menge Kunst erfolgreicher Gegenwartskünstler, eine schon jetzt legendäre Bar. Das Wichtige, sagt Jeppe Hein, sei, die Kunst zu spüren, im Körper, nicht die Theorie. Einer seiner Beiträge zu seiner Kunstbar war ein Tattoo, man sieht es, wenn die Ärmel seiner Jacke verrutschen: "As you" steht auf seinem Arm. Das macht erst Sinn, wenn er seine Schwester trifft. Auf ihrem Arm steht: "Find me." Geben sie sich die Hand, werden Sätze daraus: "Find me as you" (Finde mich als du), "As you find me" (Wenn du mich findest). Jeppe Hein ist bereit, für Dialoge relativ weit zu gehen.



## **WÄNDE, DIE SICH BEWEGEN**

Vermutlich war ein entscheidender Moment für Jeppe Heins Arbeit, als er genau das (Dialog, Miteinander) bewusst ins Zentrum stellte. Vermutlich fand dieser Moment in Frankfurt am Main statt, als er dort ein Gastsemester verbrachte. Es war ein Rundgang angekündigt, und beim Rundgang präsentiert jeder Student etwas. Jeppe Hein hatte seine Idee sehr kurz vorher: Wände, die sich bewegen. Er lebte seit ein paar Monaten in Frankfurt, der Stadt der Büros, der Stadt der Menschen hinter Bildschirmen - und Wänden. Zwei Tage vor dem Rundgang wachte er nachts auf und dachte: Wände, die sich bewegen, das kann ich nicht machen. Einen Tag vor dem Rundgang ging er in den Baumarkt - ohnehin ein Ort, an dem er sich ziemlich wohlfühlt - und stand plötzlich vor einem Motor für Garagentüren. Was Türen bewegt, bewegt auch Wände. Er gab sein ganzes Geld dafür aus. Und dachte: Das kann ich machen.

Er hat dann eine kleine Bank gebaut. Die Bank stand bei dem Rundgang in einem Raum. Setzten sich Besucher drauf, schob sich langsam eine Wand an ihnen vorbei, mitten in den Raum herein, schirmte sie ab. Oft lachten die Besucher dann, im zweiten Moment.

Und Jeppe Hein verstand, dass es genau das war, was er machen wollte: sehen, wie die Leute reagierten, sie dazu bringen, zu reagieren, auf das Werk, aufeinander. Dass sie dabei lachten - warum nicht? Spaß an der Kunst - warum nicht? Kunst soll mit dem Leben zu tun haben. So ähnlich hat das Olafur Eliason auch einmal gesagt.

Wir laufen ein bisschen kreuz und quer über den Mariannenplatz, Jeppe Hein guckt zurück, sagt, man müsse ja weitergehen, in der Kunst. Weiterkommen. Spaß in der Kunst ist nicht immer ganz unverdächtig, das weiß Jeppe Hein auch. Und fröhliche Künstler vielleicht ebenso wenig. Tatsächlich ist es aber so: Es gibt bei Jeppe Hein nicht nur den zweiten Moment des Lachens und den ersten der Überraschung oder des Schrecks. Es gibt auch einen dritten Moment. Zum Beispiel bei der Kugel, damals, in Berlin. Sie raste durch den weißen Raum, den "White Cube", wo normalerweise Kunst gezeigt wird, durch ihn - und gegen die Wände, die ihn begrenzen. Drohte die Wände zu zerstören, Kraft der Kunst. Es gibt immer verschiedene Lesarten, sagt Jeppe Hein, es gibt immer unterschiedliche Perspektiven.

"Das Wichtigste ist, Kunst zu spüren. Im Körper."